

Die Reichsbrücke

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **102 (1976)**

Heft 33

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-615913>

Nutzungsbedingungen

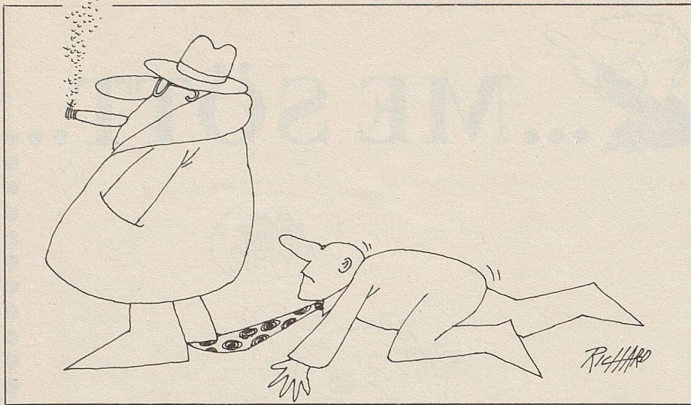
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Reichsbrücke

Die Donau mag die Schönheit eines grossen Stromes haben, aber blau ist sie nur bei Johann Strauss. Zudem konnte man jahrelang in Wien leben, ohne die Donau zu Gesicht zu bekommen. Brücken führten über den schmalen Donaukanal, darunter eine von der Rothernstrasse in den Zweiten Bezirk. Sie hiess Marienbrücke, doch am Ufer des Zweiten Bezirks gab es ein jüdisches Restaurant namens Tonello, und so nannte man sie häufig Santa Maria di Tonello.

Die Reichsbrücke war ein Begriff, und da die Stadt sich wohl ausdehnte, war sie eine wichtige Verkehrsstrasse nach den Vororten. Von einem Ereignis, das mit dieser Reichsbrücke oder vielmehr ihrer Vorgängerin zusammenhängt, sei berichtet. Doch es hat eine Vorgeschichte, die nicht unterschlagen werden darf. Der jüngere Bruder Franz Ferdinands war Erzherzog Otto, ein schöner Mann, dessen Lebensformen bei aller Wiener Nachsicht doch mehr als locker gelten mussten. Von dem vielen Klatsch, der ihn umrankte, sei nichts erwähnt.

Unter seinen verschiedenen Beziehungen war auch eine Tänzerin der Hofoper, eine Koryphäe, wie man damals, vielleicht auch heute noch, die erste Garnitur nannte. Ihr Name sei, wie alle andern mir sehr wohl bekannten Namen, verschwiegen. Nun, diese Koryphäe schenkte dem Erzherzog ein Mädchen und einen Knaben. Man wollte die Kinder nicht illegitim aufwachsen lassen, und so schickte man ihre Mutter in einen Badeort im südlichen Oesterreich. Dort gab es einen Badearzt, der aussah wie ein Kavalleriegeneral und in viel späterer Zeit ein sehr guter Freund von mir war. Der Badearzt verliebte sich pflichtschuldig in die Koryphäe, für eine reichliche Mitgift – man sprach von hunderttausend Gulden, unmöglich zu ahnen, mit wieviel man das multiplizieren müsste, um es in heutigen Währungen auszudrücken – und so kam es

denn zur Heirat. Nur ein kleines Hindernis war zu überwinden: der Badearzt trug einen eindeutig jüdischen Namen. Nun, der Name wurde eben geändert, und der Badearzt durfte sogar ein «von» davorsetzen. Und so waren die beiden Kinder wenigstens von kleinem Adel. Auch für die Geburt eines zweiten Sohnes sorgte der Badearzt, der sich in einem eleganten Badeort an der Adria niederliess, für den er ausserordentlich viel tat. So ist ihm eine sehr schöne Strandpromenade zu danken. Die Tochter heiratete einen Amerikaner, der sich mit Blumenzucht befasste, und sie verkaufte die Blumen an der Landestelle der Dampfschiffe. Im Ordinationszimmer des Badearztes hing ein lebensgrosses Porträt des Erzherzogs in Generalsuniform. Die Koryphäe lernte ich anfangs der dreissiger Jahre kennen; sie war mit sechzig noch immer eine schöne Frau, hatte vom Tanzen zum Singen umgesattelt, und ich hörte sie in einem Wohltätigkeitskonzert, wo sie viel Erfolg hatte.

Doch nun endlich zur Reichsbrücke! Der Sohn des Erzherzogs hatte den Ersten Weltkrieg als Kavallerieoffizier mitgemacht und wollte nach Amerika auswandern. Um sich das Reisegeld zu beschaffen, unternahm er immerhin ein wahres Wagnis. Er sprang mit seinem Pferd von der Reichsbrücke in die Donau, die Szene wurde gefilmt, und mit dem Honorar konnte er nach Amerika reisen, wurde dort Reitlehrer und soll, wie mir zugetragen wurde, eine reiche Schülerin geheiratet haben.

Diese Erinnerungen, die, zumal was den Badearzt betrifft, sehr freundlich sind, wurden jetzt durch den Einbruch der Reichsbrücke geweckt.

N. O. Scarpia

JSOTTA
Der Geschmack, der gewinnt.



Moralinsaure Ratschläge

Lieber Nebi, nicht nur in Deiner Nr. 27, auch früher und anderswo ist mir schon aufgefallen, dass manche Kritiker Südafrika durch die Brille unserer hiesigen politischen und humanitären Anschauungen beurteilen und auch geschichtlich nicht auf der Höhe der Tatsachen sind. Vielleicht lassen sie sich zu sehr vom tendenziösen Geschrei der UNO und der OAU beeindrucken. Südafrika ist gewiss kein Ursprungsland der Weissen, aber auch kein solches der Bantu. Beide sind ungefähr zur gleichen Zeit in den relativ leeren Raum eingedrungen, und beide haben die autochthonen Buschmänner gleich mitleidlos ausgerottet. Näheres darüber bei Laurens van der Post.

Das Problem Südafrika hat aber nicht nur eine politische und soziale Oberfläche – es reicht in die Tiefe. C. G. Jung beschrieb am Beispiel Amerikas in seiner Arbeit «Seele und Erde» (Ges. Werke Bd. 10) die Einflüsse, denen der Einwanderer auf fremder Erde und im Zusammenleben mit ursprünglichen Menschen ausgesetzt ist. Er schreibt:

«Diese Ansteckung durch den Primitiven kann man natürlich ebensogut in andern Ländern beobachten... In Afrika z.B. ist der Weisse in verschwindender Minderzahl und muss sich darum mit Beobachtung strengster gesellschaftlicher Form gegen den Neger, das sogenannte «going black» verteidigen. Unterliegt er dem primitiven Einfluss, so ist er auch schon verloren.»

Das hier angedeutete Dilemma gilt zwar vor allem für die ehemaligen Kolonien, aber weitgehend auch für die Weissen in Südafrika, die mit einer kulturell unterlegenen, aber vitaleren Mehrheit konfrontiert sind. Die Rassentrennung ist nicht nur Machtinstrument, sondern ebenso eine Bedingung der weissen Selbsterhaltung. Nur psychologische Ahnungslosigkeit kann die Gefahren der Vermischung übersehen.

Ob die Apartheid politisch klug und weitsichtig gehandhabt wird, scheint allerdings fraglich. Anstatt mit Afrikaans und anderen Sturheiten würde man sie wohl besser mit Humanität erträglich gestalten. Man hüte sich aber vor Illusionen. Das Rassenproblem Südafrikas ist kein so seichter Graben wie jener zwischen Welsch und Deutsch und unsere Mehrheitsdemokratie kein Patentrezept.

Nach einem andern Wort C. G. Jungs wird unser Jahrhundert als jenes der Emanzipation aller noch nicht Emanzipierten in die Geschichte eingehen. Einer solchen Grundwelle des Selbständigkeitsdranges kann kein Herrschaftssystem auf die Dauer widerstehen. Der Satz Luthulis jedoch ist mindestens eine Unbewusstheit, wenn nicht eine Heuchelei. Wirklich und vermeintlich Unterdrückte reden von Freiheit und Gleichberechtigung. Kaum haben sie sie, so grei-

fen sie nach der Macht – denn die war von Anfang an gemeint. Wer aber kann garantieren, dass eine schwarze Mehrheit sich nicht eines Tages nach dem Muster Idi Amins oder sonst einer Rassenpolitik mit umgekehrtem Vorzeichen etablieren würde? Nur die allerdümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber.

Für einen Konflikt von solcher Tragweite und Tiefe kann man keine Lösungen organisieren, so wenig wie für jenen zwischen West und Ost. Man muss seine Spannung aushalten und mit ihr leben. Das geht aber nur die Betroffenen etwas an. Die wohlmeinenden, etwas moralinsauren Ratschläge des schweizerischen Schulmeisters und seine Zensuren sind auf alle Fälle ohne Legitimation.

Fritz Schaad, Luzern

Hanebüchenes Argument

Matthias Hugs Leserbrief «Tempo 60: Totentanz-Bekenntnis» in Nr. 30 verdient lebhafteste Unterstützung. Da wird in aller Klarheit die Stimme des gesunden Menschenverstandes laut, und gegen die angeführten Zahlen – z.B. 25 Millionen Tote seit Beginn des Autofahrens, 1972 in der Schweiz ein volkswirtschaftlicher Schaden von 451,6 Millionen Franken wegen zu hoher Geschwindigkeit – lässt sich mit vernünftigen Gründen kaum etwas Wesentliches einwenden. Wie verhältnismässig sinnig nehmen sich daneben die paar hunderttausend Franken für die Aenderung der Signalisation aus, welche von den Anhängern der bisherigen Regelung ins Feld geführt werden! Und das hanebüchene Argument des besseren «Beachtungsgrades» bei Tempo 60 kommt vollends einer offiziellen Kapitulation vor Rücksichtslosigkeit und Rowdytum auf der Strasse gleich.

Es ist nur zu hoffen, dass die von Matthias Hug herausgeforderten Vereinigungen FDP, TCS und ACS – man könnte auch noch AFF (Aktion freie Fahrt) erwähnen – den Fehdehandschuh aufnehmen und ihre «Selbstmörder-Mentalität» auch vor dem Forum der Nebilesen offenbaren und zu rechtfertigen suchen. Hansmax Schaub, Glarus

Aus Nebis Gästebuch

Ich lese den Nebispalter schon seit 50 Jahren und habe mit Erstaunen verfolgt, wie er sich von einem unterhaltsamen Witzblatt zu einer Zeitschrift entwickelt hat, die, ohne tierischen Ernst, am Zeitgespräch massgeblich teilnimmt, und zwar oft auf erfreulich hohem Niveau. Dr. L. Schibler, Riehen

Pünktchen auf dem i



GEIER

öff